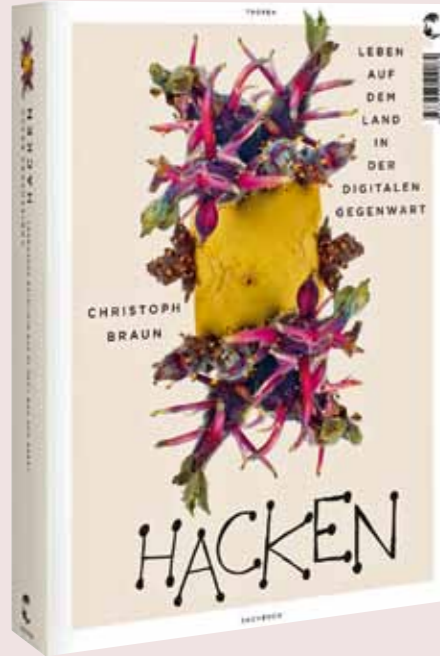


Leben auf dem Land in der digitalen Gegenwart



Der Popjournalist Christoph Braun verlässt Berlin und siedelt sich in einem 1320-Seelen-Dorf an. Erstaunt begegnet er dem Hightech in der Landwirtschaft. Und zum ersten Mal nimmt er eine Pendelhacke in die Hand und hilft bei den Ökos aus. Der sich bisher nur in digitalen Welten als Hacker begriff, greift nun mit der Hacke in sein Leben ein, und entdeckt eine neue unideologische Wunschvorstellung von Autarkie und Selbstbestimmung.



BAR FLY, KÖLN

VON GESA MAYR

Es gibt sie sehr wohl. Die Bar, in der immer ein Platz an der Bar frei ist. Die Musik nie zu laut ist, die Leute nie zu betrunken, die Cocktails nie zu süß sind. Die Bar, deren Keeper aussieht wie Matt Damon. Wo grundsätzlich Jazz läuft. Die Bar, die klein ist, aber nicht eng, sondern schön und gemütlich und old-fashioned. Wo noch geraucht werden darf. Erst recht Zigarren.

Die Bar mit dem besten Whiskey Sour der Stadt.

Wenn es warm wird, öffnet sich die Bar. Dann sitzen sie in den großen Fenstern, die Gäste. Den Rücken an Kissen gelehnt, drehen sie ihre Gläser in den Händen und atmen ihren Zigarettenrauch auf die Straße. Im Dezember legt Matt Damon das Frank-Sinatra-Weihnachtsalbum auf. Nur hier ist er spielbar, dieser Christmas-Kitsch. Der das verliebte Pärchen in den schwarzen Ledersesseln näher zusammenrutschen lässt. Weihnachtsküsse, Erdnüsse, White Russian. Und ein bisschen Nostalgie. Niemanden würde wundern, wenn das Ehepaar Fitzgerald am kleinen Tisch vor dem Spiegel sitzen würde. Neben der Frau, die im kleinen Buchladen an der Ecke arbeitet. Oder neben dir und mir.

Im Liquörkabinett hinter der Theke sitzt Käpt'n Blaubär – als Kuscheltier. Weil Hans Langnickel, der Besitzer, sie alle kennt, die Legenden der Cocktails. Was Hemingway gerne trank, was der Manhattan mit Schlangentattoos zu tun hat. Wie man sich in den Südstaaten mit der Wahl des richtigen Brown Sugar für einen Mint Julep als Kenner hervortun kann. Alle stehen sie auf der Karte, dem Cocktailregister: der klassische Cocktail aus der Prohibitionszeit. Der Signature-Drink von Philip Marlowe. Dazwischen notiert große und kleine Worte aus Langnickels Repertoire.

Lady Astor: If I were your wife, I'd poison your drink. Winston Churchill: If I were your husband, I'd drink it. BarFly heißt diese Bar. Nicht wegen des Charles-Bukowski-Films. Sondern weil auf dem Glas des Besitzers an irgendeinem Sommerabend eine Fliege landete. Ein Ort für erste Dates, erste Diskussionen, alte Freunde, letzte Biere. Für lange Nächte und solche, die nie lang werden sollten. Ein Ort für mich.

Gesa Mayr lebt in Köln und ist Volontärin beim Kölner Stadt-Anzeiger.



THE Weekender



Der Glasmacher **MATTEO GONET** macht aus bröckeligem Sand wunderschöne Objekte. Ein Besuch in seiner Werkstatt bei Basel



TEXT REBEKKA KIESEWETTER * FOTOS ANNE GABRIEL-JÜRGENS & MARVIN ZILM

Dedication. Vielleicht ist es bezeichnend, dass es im Deutschen kein Wort gibt, das all das beinhaltet, was das englische Dedication umfasst: Hingabe, Einsatz, Widmung, Zielstrebigkeit ... Das kommt wohl aus einer früheren Zeit. Aber auch heute noch sitzen eine ganze Menge kleiner preußischer Kobolde in klugen und weniger klugen Köpfen und wispern, dass Widmung nicht mit Zielstrebigkeit einhergehen könne oder – ein Fazit nach preußischer Logik – Sinnesfreude nicht mit Arbeitsmoral. Wer beim Arbeiten zu viel Freude verspüre, arbeite schlecht. Und sich spaßlos abzurackern sei normal, flüstern die fiesen Kerlchen und halten ihre Träger konsequent (gern mittels einer Waffe namens „schlechtes Gewissen“) von der Erreichung des eigentlichen Idealzustands ab. Trifft man dann doch einmal einen, der seine Arbeit mit Dedication verrichtet, dann gibt es wenig Sinnlicheres und Intensiveres, als ihm zuzuschauen. Es ist eine Mischung aus einem klitzekleinen Teil Neid („also DER hat jetzt in seiner Arbeit seine Berufung gefunden“) und einem großen Teil Bewunderung („der macht genau SEIN Ding“). Das Gefühl kommt einer temporären Verliebtheit nahe.

Man könnte Matteo Gonet – temporär verliebt, wie man ist – also ewig zuschauen, wenn er Glas macht. Nur ist es nicht so, dass er in einem permanenten intensiven Dedication-Flash in dieser Tätigkeit alles gibt, sondern es geht oft ganz schnell. Und was der 33-Jährige dabei relativ wenig macht, ist Glasblasen. Es ist nämlich nur ein Bruchteil des Prozesses,

variiert je nach Größe und Machart des Glases. Bläst er es in einer Form (aus Holz, Metall, Gرافit, Sand oder Gips), braucht er mehr und anhaltendere Puste. Kleinere, frei geformte Stücke entstehen unter wenig Blasen und einigem Durch-die-Luft-Schwingen, In-Holzformen-und-über-Tischkanten-Drehen und unter Bearbeitung mit Holzspatel, Zange und Bunsenbrenner. Matteo bezeichnet sich denn auch nicht als Glasbläser, sondern als Glasmacher. Für eine Glaskaraffe braucht er ungefähr zehn Minuten. Anschließend kühlt sie mehrere Stunden im Kühllofen ab (welch widersprüchliche und doch stimmige Wortkombination: Die Temperatur im Innern des Kühllofens beträgt am Anfang 500 Grad – das sind immerhin 650 Grad weniger als die Glasbearbeitungstemperatur –, dann nimmt sie stetig ab.)

Glasmachen ist ein Tanz. Flüchtig. Fließend in der Bewegung. Und trotzdem ein körperlicher Kraftakt. „Es ist wie ein Sport“, sagt der gebürtige Waadtländer, der seit 2008 der Liebe wegen in Basel lebt. „Für kurze Zeit erfordert es volle Konzentration, viel Kraft. Die Schnelligkeit hat unter anderem auch ökonomische Hintergründe.“ Der Energieaufwand zum Beispiel: Die beiden Brennöfen laufen auf 1300 Grad, der Schmelztemperatur des Glases. Sie sind seit drei Jahren ununterbrochen in Betrieb, abschalten ist zu teuer, es braucht eine Woche, bis die Dinger auf voller Temperatur laufen. Zwei Arbeitsöfen werden je nach Bedarf aufgeheizt. Unter solchen Bedingungen, bei solchen Betriebskosten, gilt es, möglichst viel aus

den Anlagen rauszuholen.

Matteo Gonets beachtlicher Maschinenpark, die Schmelz- und Kühlöfen, die Schleifmaschinen, die Polierscheiben (fast alles aus zweiter Hand), steht in einer ehemaligen Aluwerkstatt in der Nähe von Basel. Heute nennt sich der alte Industriekomplex „Kunstabetrieb Münchenstein“. Die Glasmacher teilen sich als Untermieter 1200 Quadratmeter mit einer Gießerei, die Arbeiten in Holz, Beton und Metall herstellt. In einem kleineren Raum nebenan wird mit Wachs und Kunststoff gearbeitet. Es geht gar nicht anders, man kommt mit den anderen in Kontakt. Und nicht nur, weil die Einöde in der Umgebung der Industriebrache keine Zerstreung bietet. Da fährt einer mit dem Gabelstapler durch, eine andere spaziert wer weiß wohin, ein stetiger Lärm hämmert, dröhnt, klackt losgelöst von seiner Quelle. Und immer wieder bleibt einer stehen und möchte etwas besprechen. Matteo will es nicht anders: „Es ist ein inspirierender Arbeitsort, ich lerne viel hier. Gemeinsame Projekte, etwa Kunst am Bau, sind so entstanden.“

Im Moment beschäftigt Matteo drei Mitarbeiter und eine Praktikantin, alle vier sprechen auch Französisch, seine Muttersprache. Der Arbeitstag beginnt um 7 Uhr in der Früh, er endet gegen 17 oder 18 Uhr. „Handwerker-Rhythmus“, sagt der Glasmacher. Und es ist auch der Rhythmus eines Vaters von zwei kleinen Kindern, der trotz eines anstrengenden Jobs Zeit mit der Familie verbringen möchte. Momentan



sind fast 20 Projekte in Arbeit. Und zwar gleichzeitig. Gonet ist dann ein Unternehmer, der Dinge sagt wie: „Ich möchte viele Aufträge annehmen, meine Angestellten sollen ausgelastet sein. Das ist eine finanzielle Notwendigkeit. Die Arbeit an meinen eigenen Projekten muss ich momentan etwas zurückstecken. Es ist schwierig, alles miteinander zu verbinden. Aber jedes zu seiner Zeit.“

Matteo Gonet hat nicht geplant, dort hinzukommen, wo er jetzt ist. Es ist ihm passiert. Und er macht das Allerbeste draus. Nach der Ausbildung an einer Glasfachschule studierte er an der Gerrit Rietveld Academy in Amsterdam Design, danach arbeitete er in Marseille am CIRVA, der Glasforschungsstätte und -werkstatt, mit der die ganz Großen des Designs zusammenarbeiten. Dort kam er auch in Kontakt mit denen, die zu seinen ersten Auftraggebern gehörten, als er sich 2004 selbstständig machte. Erwan und Ronan Bouroullec zum Beispiel. Die französischen Designer-Brüder luden ihn zu einem Workshop an die Lausanner Fachhochschule Ecal ein, und – wie das halt so ist, wenn einer offen und kontaktfreudig und voller Begeisterung und guter Ideen ist – Matteos Netzwerk wuchs und wuchs. Die französischen Designer Mathieu Lehanneur und Julien Renault, die Belgierin Vanessa Hordies, die Schweizer Tomas Kral, Nicolas Le Moigne und Moritz Schmid; Modemacher und Künstler: Alle fragen Matteo Gonet, wenn sie etwas in Glas ausgeführt haben wollen. Wieso immer ihn? „Vielleicht weil ich in diesen gemeinsamen Projekten immer nur Assistent bin, Vorschläge mache, aber keine Ratschläge erteile. Weil ich Entscheidungen immer dem Auftraggeber überlasse. Und weil es nur wenig Leute gibt, die das Gleiche machen wie ich. In der Schweiz wird eine Ausbildung zum Glasmacher nicht einmal mehr angeboten.“

Der Kontakt und der Austausch mit Künstlern und Designern ist oft intensiv, zum Teil freundschaftlich – wobei beides keine Bedingungen für das Gelingen eines Projekts sind. Einen seiner größten Auftraggeber hat Matteo Gonet in zehnjähriger Zusammenarbeit noch nie getroffen. „Wir haben eine gute Vertrauensbasis gefunden“, sagt er. Gerade stehen in der Werkstatt gefüllte 100 Kisten für genau diesen Auftraggeber herum. Sie müssen verschickt werden. „Sculpture (2) de 26 à 43, 12.3 Kg 2/5“ steht auf einem Karton, da sind wohl die Bestandteile 26 bis 43 einer Skulptur drin; sie wiegen 12.3 Kilo. Bunte Glaskugeln mit superdünnen Wänden in Kartonschachteln?!? „Ja klar“, sagt Mitarbeiterin Lucie, die mehr und mehr Kisten herankarrt, „wir stellen sie auf eine Palette, wickeln Tape drum und dann ab auf den Lastwagen!“ So einfach geht das. Glas verliert an Zerbrechlichkeit, wenn die Arbeit damit Alltag ist. Es





1 Das Glas ist ein kleiner glühender Klumpen, der an einem langen „Blas-Rohr“ hängt.



2 In einer mit Wasser gefüllten Holzform ...



... und durch Drehen über einen Papierlappen wird es in eine erste Form gebracht.



3 Mit dem Blasen entsteht Volumen.



4 Nach mehrmaligem Erhitzen, Blasen und Drehen formt Matteo das Material auf der Tischfläche.



5 Mit einer Zange wird dann der Flaschenhals herausgearbeitet.



6 Der Boden wird mit einem Holzspachtel angedrückt.



7 Mit dem hinteren Ende der Zange werden Dellen ins heiße Glas gemacht.



8 Eine Stange wird am Boden des Gefäßes befestigt, während das „Blas-Rohr“ entfernt wird.



9 Das Glas wird ein weiteres Mal erhitzt.



10 Mit Bunsenbrenner ...



... und Zange werden Hals und Ausguss geformt.



11 Die Karaffe wird von der Stange gelöst.



12 Mit Schutzkleidung stellt Matteo die Flasche in den 500 Grad heißen Abkühlöfen.



13 Zwei fertige Karaffen.



wirkt gleichzeitig aber auch schrecklich fein und delikat, wenn es in allen Farben, Dicken, Ausformungen und Zuständen inmitten der Geschäftigkeit neben Maschinen, auf Kisten, auf dem Boden und in Regalen herumsteht. In Plastikcontainern lagern Scherben. Wenn etwas nicht gelingt, wird es wieder eingeschmolzen oder weggeworfen.

Die Werkstatt riecht nach Werkstatt. Nicht nach Glas (riecht Glas überhaupt?) sondern nach Schmelzen, Fräsen, Gießen, Metall und Maschinen. Das sind die Nachbarn. Und es riecht nach Rauch. Das sind Matteo und seine Mitarbeiterinnen: Irgendwo brennt immer eine Zigarette; während der Arbeit, zwischen den Arbeitsgängen, beim Essen und Kaffeetrinken am Tisch, der in einer Ecke zwischen Regalen und Schleifmaschinen steht. Anders als in der hobelspandicken Luft einer Schreinerei vergeht einem hier die Lust zu rauchen nicht. Klar, auch beim Glasmacher liegt Staub. In einer gräulichen Schicht auf den Überkleidern, auf den Maschinen, auf den Gläsern, auf der Zellophanverpackung eines Törtchens, das vom Kaffee noch übrig ist. Aber dieser Staub wirkt feiner und frischer als aller andere. Vielleicht ein Trugschluss. Schädlich jedenfalls, sagt Matteo, sei Glasstaub in dieser Konzentration nicht. Giftig hingegen seien einzelne Pulver, die zum Einfärben des Glases gebraucht werden. Aber bei der Arbeit damit tragen er und seine Mitarbeiterinnen Schutzkleidung.

Der Rohstoff wird in Säcken geliefert. In zwei Qualitäten. Sehr vereinfacht gesagt. Doch mehr will der Laie gar nicht wissen, er ist ja bereits bei den zwei Qualitäten überfordert, das Wie, Warum, Woher

und Wofür zu verstehen. Nur so viel: Das eine Ausgangsmaterial sieht aus wie grober, weißlicher Sand. 80 Prozent Silizium, der Rest Asche, Kalium und eine Menge andere -ums. Es wird für große Stücke, die eine besondere Reinheit haben müssen, gebraucht. Und es hat einen höheren Schmelzpunkt als das Recyclingglas aus Frankreich, mit dem auch gearbeitet wird. Dieses ist weniger rein und findet vor allem in kleineren und bunten Objekten Verwendung. Eingefärbt wird das Glas im Schmelzofen. Mit Metalloxyd, zum Beispiel mit Gold, Kupfer, Stahl oder Kobalt. Glasmachen ist eine Wissenschaft. Chemie und Geologie und Physik spielen mit rein. Doch für den, der nicht durchblickt, scheint es pure Alchemie: Matteo Gonet verwandelt mit Können, Freude und Leidenschaft bröckelige Sandklümpchen in wunderbare, manchmal fast schwerelos wirkende Glasobjekte.

WAS ICH MAG

Café & Cigarettes, Radio hören, mit meiner Frau Franca reisen, Eis, Campari Soda, Sommer, mit meinen Kindern spielen, Schuhe, arbeiten

WAS ICH NICHT MAG

Die Farbe Orange, Tee, frieren, Sport, für Fotos posieren, die Menge, weiße Strümpfe, Krawatten, nicht genug Zeit haben, um etwas zu beenden

